

## **Der Mensch ist ein Übergang – Tiefenpsychologische Perspektiven zur Krise des Subjektes ein Jahrhundert nach Nietzsche.**

### ***Roman Lesmeister (Hamburg)***

*Patient A:* Ein Mann in leitender Stellung mit etwas zu festen Vorstellungen von sich selbst, hinter denen sich eine diffuse Unsicherheit hinsichtlich dessen verbarg, was für ihn wirklich wichtig sei, was in seinem Leben Priorität und Gewicht haben sollte. Der starren Einheitlichkeit und Enge seines Selbstkonzeptes überdrüssig, kam er im Urlaub auf die Idee, sich zu zerteilen und fortan in wechselnden Rollen oder Identitäten das Verhältnis zu sich selbst und seiner Partnerin, in der er schnell eine kundige Mitspielerin gefunden hatte, einzurichten. So handelten und interagierten von diesem Zeitpunkt an folgende Akteure – ich gebe hier nur eine gekürzte Auswahl wieder: Rainaldo – südländischer Mann, ständig nach Frauen guckend und sich über Frauen bestätigend. Alfredo – alternder Porno-Star. Henning – blonder, jugendlich gebliebener Abenteurer, der die Welt entdecken will. Hermann – Choleriker und Hypertoniker, explodiert erst und fragt dann, ob die Information richtig ist. Ron – Manager, kopfbetont, kontrolliert und organisierend. Papa NN – Mann mit ungerichtetem Vatertrieb usw. Der Patient fand, dass er auf diese Weise besser mit sich und seiner Partnerin zurechtkam. Er hatte einen Spielraum entdeckt, der es ihm ermöglichte, eine gelassen-ironische Distanz zu seinen Problemen einzunehmen und kreativ mit neuen Verhaltensweisen und Lösungsstrategien zu experimentieren. Ohne die Probleme „im ganzen“ gelöst zu haben, fühlt er sich doch freier davon.

*Patientin B:* Eine junge Frau, Studentin, die ein Leben an der Grenze des immer wieder drohenden psychotischen Zusammenbruchs führt. Auf zahlreichen Gebieten tätig, vermisst sie doch den inneren Zusammenhalt ihrer Lebensvollzüge. Ihre Realität stellt sich als eine Ansammlung von Bruchstücken dar. Sie ist mal diese und mal jene, ohne einigermaßen sicher sagen zu können, wer sie im Ganzen ist. Obgleich sie in den einzelnen Segmenten ihres Selbst durchaus ein Gefühl der Kongruenz, Authentizität und Lebendigkeit verspürt, lebt sie doch in der ständigen Gewissheit der außerordentlichen Fragilität der Gesamtstruktur und der Angst, dass diese jederzeit zusammenstürzen und sie mit in den Abgrund des Nichts reißen könnte.

*Patientin C:* Ärztin mittleren Alters, türkischer Herkunft. Führt einen verzweifelten Kampf mit den Folgen der rigid fundamentalistischen Erziehung ihrer Kindheits- und Jugendjahre. Diese hat ihr Selbst in einem Zustand hinterlassen, der es ihr kaum ermöglicht, eigenständige Entscheidungen hinsichtlich ihrer Lebensgestaltung zu treffen. Sie bietet sich an mit dem, was sie ist, überlässt die Wahl, was mit ihr geschehen soll, aber den anderen. Es ist so, als könnte sie ihr Leben von einem eigenen inneren Zentrum aus nicht willensgeleitet ergreifen. Versucht sie es doch, gerät sie alsbald in einen eigentümlichen Zustand von Schwäche, Mutlosigkeit, Indifferenz, der sie zwingt, das Begonnene fallen und sich hilflos-irrlüchtierend auf anderes zutreiben zu lassen. Ihr Lebensvollzug wirkt – ähnlich wie bei Patientin B, aber aus etwas anders gelagerten Gründen – besonders in Phasen, in denen es an äußerer Strukturierung fehlt, dissoziiert, richtungslos, diffus.

*Patient D:* Student in fortgeschrittenen Jahren, an Identitätsstörungen, schweren Ängsten und psychosomatischer Symptomatik leidend. Erscheint in seiner Arbeit und sozialen Bezügen oberflächlich gut angepasst. Erst bei näherem Hinsehen entdeckt man die gespenstische Mechanik, nach der er Anforderungen, die beruflichen wie die zwischenmenschlichen

abwickelt, erledigt. Es ist so, als habe er sich aus bereits fertig vorliegenden Bauteilen ein professionelles und soziales Selbst zusammengeschaubt, einen Apparat wie aus Frankenstein's Werkstatt, den er perfekt und reibungslos zu bedienen versteht. Er sagt: „Ich weiß nicht, wer ich wirklich bin“. Das Bild das er wählt, ist das eines fernen Planeten, der hinter einer dichten, undurchdringlichen Atmosphäre verborgen ist. „Der Planet“, sagt er, „das ist mein wahres Ich, aber ich sehe ihn nicht, ich finde keinen Zugang dahin.“

Liebe Kolleginnen und Kollegen, alle Patienten, die ich hier ausgewählt und ganz umrisshaft vorgestellt habe, zeigen Störungsbilder und strukturelle Syndrome, die wir – je nach zugrunde gelegter Modellvorstellung oder Terminologie – in der Rubrik der Pathologien des Ichs oder Selbst unterbringen würden. Exemplarisch aus der Menge derer herausgegriffen, die psychotherapeutische Hilfe in Anspruch nehmen, stehen sie für eine große Anzahl von Menschen, deren zeittypische Gemeinsamkeit in einer mehr oder weniger tiefgreifenden Unsicherheit darüber besteht, was ihre Identität, ihr Selbst- oder Subjektsein ausmacht. Sei es in der Weise, dass sie sich in unterschiedlichen Graden zersplittert oder depersonalisiert fühlen, dass sie erhebliche Zweifel hinsichtlich der Zugänglichkeit ihres Selbst hegen oder gar nicht wissen, ob sie überhaupt ein Selbst haben. Ich beabsichtige hier nicht, tiefer in die spezielle Problematik der Patienten oder ihrer analytischen Behandlung einzudringen. Die grob gezeichneten Bilder dienen mir vielmehr als Ausgangspunkt und Veranschaulichung für Überlegungen, die sich mit der Frage befassen, welche Ideen von Subjekt und Subjektivität sich in unseren metapsychologischen oder therapeutischen Konzepten auffinden lassen, und wie sich diese impliziten Subjektvorstellungen verhalten zu theoretischen Entwicklungen, vor allem Einwendungen, die uns überwiegend von Orten außerhalb des psychoanalytischen Terrains im engeren Sinne seit längerem erreichen. Zu verstehen sind diese einleitenden Bemerkungen als Problemaufriss. Es werden mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben.

Ich beginne mit dem letztgenannten Patienten. Seine Problematik bringt uns wie von selbst auf das Verhältnis von wahren und falschem Selbst, eine praktisch bewährte Hypothese mit hoher klinischer Plausibilität und Evidenz. Der Patient bietet dieses subjekttheoretische Modell in seiner Selbstbeschreibung bereits an, und wir machen gerne Gebrauch davon, weil es uns erlaubt, die komplexen Phänomene in einer recht übersichtlichen Weise zu ordnen. Subjekttheoretisch gehen wir also von der Annahme aus: Es gibt dieses wahre Selbst als das eigentliche, wahre Subjekt, und die Wege der Heilung müssten in der einen oder anderen Weise in einer Annäherung an dasselbe bestehen. Die „Authentizitätskultur“, in der wir uns Taylor zufolge schon lange aufhalten (Taylor, 1996) verleitet uns allerdings dazu, die Idee des wahren Selbst in einer konkretistischen und damit letzten Endes trivialen Form zu interpretieren. Wir stellen uns vor – und gewisse Ansichten von Individuation bestärken uns darin –, dass das wahre Selbst etwas ist, wo man ankommt, so wie man am Ziel einer langen entbehrungsreichen oder vielleicht auch abenteuerlichen Reise ankommt. Jaeggi weist in einem Beitrag über die analytische Behandelbarkeit des „postmodernen Subjekts“ (Jaeggi, o. J.) darauf hin, dass diese Suche eher in einen unendlichen Regress mündet, und dass der Mensch dort, wo er je angekommen ist, enttäuscht und resigniert feststellt, dass Eigentliche doch wieder verfehlt zu haben und statt Authentizität und Autonomie erneut das Walten heteronomer Mächte anzutreffen. Vattimo, einer der profiliertesten Vertreter postmoderner Philosophie der Gegenwart, spricht – zugegebenermaßen etwas spöttisch – vom „Pathos der Authentizität“ (zit. n. Zima, p. 223), das mittlerweile alle befallen habe, und er rät ab davon, einer Spur zu folgen, die den Menschen in einer gleichermaßen heroischen wie illusionären Anstrengung fixiere, die darauf gerichtet ist, das Stadium vermeintlicher Entfremdung, Verkennung, Selbsttäuschung hinter sich zu lassen, um irgendwann das gelobte Land des Wahren, Eigentlichen, Vollgültigen zu betreten. Überdies seien die Unterscheidungen, mit

denen hierbei operiert wird, nicht mehr durchführbar. Sie gehörten einer vergangenen Epoche an. Man kann dies dahin gestellt sein lassen. Wir brauchen die Idee des wahren Selbst oder des wahren Subjektes nicht gleich als wertlose Fiktion abzutun. Aber die Sache, um die es sich dabei handelt, ist wohl um ein vielfaches komplizierter, als roh gezimmerte Selbstverwirklichungspsychologien, von deren Einfluss auch die Psychoanalyse nicht frei geblieben ist, dies verkünden. Das Bild vom unerreichbaren Planeten bringt zweifellos eine pathologische Konstitution des Subjekts (Selbst) zum Vorschein. Es kann unter einer anders akzentuierten Interpretation aber auch als Hinweis darauf gelesen werden, dass das wahre Selbst (Subjekt) eben gerade das ist, was sich immer entzieht.

Die Patientinnen B und C betrachte ich zusammenhängend. Sie führen uns auf einen weiteren Kernpunkt der aktuellen Subjektdiskussion. Was beider Subjektgefühl fehlt, scheint auf der Hand zu liegen. Es fehlt die zentrierende, integrierende Kraft einer Instanz, die der Person und ihrem Erleben Mitte, Kohärenz, Konstanz und Kontinuität verleiht. Wir wären geneigt – und wir haben bei dieser Neigung nahezu die gesamte neuzeitliche Denktradition auf unserer Seite –, diese Leistungen dem Ich zuzuschreiben, jenem guten alten Ich, von dem Kant so treffend sagte, dass es (als das ‚Ich denke‘) „alle meine Vorstellungen begleiten muss“ (Kant, Bd. II. B132) um Selbst-bewusstsein und das heißt das Wissen um ein Identischsein mit sich selbst zu gewährleisten. Das Ich ist das im Wandel und Wechsel Gleichbleibende, und seine Präsenz, sein uns Begleiten sorgt dafür, dass wir uns auch im Sprung von einer Rolle oder Identität in eine andere als einen und denselben wiedererkennen. Die Idee, die unsere therapeutische Phantasie hier inspiriert, ist letztlich die altehrwürdige vom Ich als dem eigentlichen *subjectum*, das heißt dem einheitlichen, ja monolithischen Kern oder Substrat der Person, dem Zugrundeliegenden, jenem verlässlichen, stabilen Punkt im Zentrum, auf dem man, wie Descartes es erstmalig tat, eine ganze Welt errichten kann. Leider sind diese Garantien spätestens seit Nietzsche so stark erschüttert worden, dass uns heute das früher vorhandene Vertrauen schwer gemacht wird. Die Möglichkeit eines mit sich selbst identischen Ichs als Kern individueller Subjektivität wird heute mit schwer widerlegbaren Argumenten in Zweifel gezogen. Und wir werden noch sehen, dass es ohne weiteres möglich ist, den scheinbar gewachsenen Fels eines nuklearen Ichs (oder Selbst) zu zerlegen, als „prothetische“ Konstruktion unseres Geistes zu entlarven oder in eine Fiktion aufzulösen.

Bleibt Patient A, mit dem wir es etwas leichter haben, weil er sich ja selbst schon geholfen hat. Mit dieser Selbsthilfe steht es so, als sei er bei James Hillman (Hillman, 1983) und den anderen Neopolytheisten in die Schule gegangen. Vielleicht hat er aber auch intuitiv von einer analogen Idee Gebrauch gemacht, die seit längerem schon von einer postmodernen Philosophie der Lebenskunst an uns herangetragen wird und im wesentlichen die Aufforderung enthält, Abschied zu nehmen von der Vorstellung eines zentrierten einheitlichen Subjekts, diesem Produkt einer etwa zweieinhalb Jahrtausende währenden Täuschung, das nun endgültig seine Haltbarkeitsgrenze überschritten habe. Die Aufforderung enthält das Versprechen, dass wir uns in der Komplexität, Ambiguität und Veränderlichkeit moderner Lebensverhältnisse besser zurechtfinden, dass wir *besser leben* könnten, wenn wir in der Lage wären, in flexibler Abstimmung mit inneren und äußeren Gegebenheiten wechselnde (im seelischen Inventar bereits vorhandene oder neu zu entwickelnde/erfindende) Rollen/Identitäten anzunehmen, das in diesem Verfahren angelegte kreative Potential auszuschöpfen und uns am dazugehörigen Spiel der Differenzen zu erfreuen. Der bereits zitierte Vattimo geht so weit zu behaupten, das Gespaltensein sei der normale, aber Jahrhunderte lang verleugnete Zustand des Menschen (zit. n. Zima, 2000, p. 224) – und wir Spätgeborenen hätten uns mit dieser Tatsache nicht nur anzufreunden, sondern sie sogar einer optimistischen Interpretation zuzuführen. Der Patient jedenfalls hat diese für ihn heilsame Selbstzerteilung, ohne daran Schaden zu nehmen, zustande gebracht, und erfreuen kann er

sich an seinem so zustande gekommenen *pluralen* Selbst (Samuels, 1994), weil sein Ich offensichtlich funktionsfähig genug ist, ihn zu jedem Teilstück hin begleiten zu können. Er hat damit mehrere Probleme auf einmal gelöst. So sieht man unter anderem, dass das faustische Ringen um die Überwindung des „Unwahren“ (Nicht-Authentischen) und die Rückgewinnung des „Wahren“ (Authentischen) sozusagen unter der Hand gegenstandslos geworden ist. Unter den neuen Voraussetzungen einer weithin gültigen Äquivalenz *koexistieren* die Teilidentitäten wie in einem olympischen Kosmos – nicht unbedingt immer friedlich, aber eben als das, was sie sind, nicht mehr und nicht weniger. Der subjekttheoretischen Reflexion bleibt es dennoch erlaubt, eine Frage aufzuwerfen, auf die am Ende noch einmal anzuknüpfen sein wird. Was nämlich ist erreicht, wenn man das große einheitlich gedachte Subjekt zerfallen lässt in viele kleine Subjekte, die in sich wiederum einheitlich gedacht sind? Mithin die Vielheit nichts weiter darstellt als eine Vervielfältigung der Einheit? Die *eigentliche* Herausforderung für das Subjektverständnis könnte wo ganz anders liegen. Aber davon später mehr.

Wir haben uns in einer ersten Annäherung über das Vorliegen von theoretischen Entwicklungen verständigt, von denen aus die traditionellen Konzepte (Verständnisweisen) von Ich, Selbst, Subjekt, die immer schon alles andere als unstrittig waren, unter schweren Beschuss genommen werden. Was im Einzelfall vielleicht überdehnt oder ins Einseitige verzerrt erscheint, enthält jedoch eine Dimension ernst zu nehmender Kritik, die, genau, besehen, in eine Erschütterung münden kann. Grob auf einen Nenner gebracht, besagt diese Kritik, dass die modernen Pathologien des Subjekts, wie sie uns klinisch als Störungen der Ich- oder Selbstorganisation entgegentreten, nicht etwa krankhafte Deformationen von Verhältnissen darstellen, die ihrer gesunden Form nach ganz anders aussehen; sondern dass sie lediglich die ins Extreme und daher Unzutragliche gesteigerte Verstärkung derjenigen Verhältnisse vor Augen führen, die im Subjekt (Selbst) „natürlicherweise“ vorherrschen. Es geht hier also um eine Kontroverse über anthropologische Prämissen, und was auf dem Spiel steht, ist die Gültigkeit einer Überzeugung, die zum selbstverständlichen Wertebestand neuzeitlicher Zivilisation gehörte. Die Überzeugung nämlich, dass ein unverbrüchliches und verlässliches Fundament des (individuellen) Subjekt- oder Personseins vorhanden und begründbar ist. Dass die Gültigkeit dieser Überzeugung im tiefsten erschüttert ist – darin besteht die Krise des Subjektes, hundert Jahre nach Nietzsche, der sie maßgeblich in Gang gebracht und ihre zukünftige Steigerung vorhergesagt hat. Wir haben auf jeden Fall Anlass, darüber nachzudenken, wie sich unsere diesbezüglichen tiefenpsychologisch-analytischen Begriffsbildungen zu diesen Entwicklungen verhalten, ob sie sich ihnen gewachsen zeigen, über begründbare Antworten verfügen oder bereits in einen Status der Unzeitgemäßheit übergegangen sind. Um hier weiter zu kommen, lohnt es sich, den Blick noch einmal in die Vergangenheit zu richten und sich die geistesgeschichtlichen Umstände zu vergegenwärtigen, unter denen die großen analytischen Theorien hervorgebracht wurden.

Um nicht weitschweifig zu werden und die Grenzen des hier gebotenen Zeitrahmens einzuhalten, fokussiere ich die Betrachtung ohne weitere Umwege auf dasjenige, was man gemeinhin das Aufbrechen der nihilistischen Krise im Zeitraum des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts nennt. Die von den unterschiedlichsten Bastionen der antimetaphysischen Kritik aus vorgetragenen Angriffe, die in Nietzsches Durchstreichung des christlichen Gottesnamens und der „Umwertung aller Werte“ gipfelte, hatten eine Situation geschaffen, in der es unmöglich geworden war, die menschliche Existenz verlässlich in überkommenen religiös-metaphysischen Sinnbezügen und Wirklichkeitsdeutungen ontologisch zu fundieren. Eine wesentliche Dimension der nihilistischen Krise war dabei die Krise des Subjekts und des damit zusammenhängenden Subjektbegriffs. Dieses Subjekt war, durch die Aufklärung längst der Segnungen religiöser Glaubensgewissheiten beraubt, nach

und nach auch aus dem geordneten säkularen Kosmos herausgefallen, der zuletzt von Hegel noch aufgerichtet worden war. Dieser hatte ihm (dem Subjekt) noch einen hervorragenden Platz im Weltganzen angewiesen und es mit dem Versprechen geehrt, dass es, wenn es sich nur ganz der in Natur und Geschichte objektiv waltenden Vernunft (Weltgeist) anvertraue, zur vollen Freiheit, Sittlichkeit und Selbstmächtigkeit erwache. Das Subjekt war also herausgefallen aus dem Traum seiner vorzeitigen Vollendung und hart angekommen auf einem Boden der Kontingenz, der totalen Zufälligkeit, Beliebigkeit, Nichtigkeit seines Daseins und dessen materieller Determiniertheit, einer durchgehenden Abhängigkeit von heteronomen Mächten, seien es die ökonomischen des Kapitals oder die biologischen der Vererbung und der Triebe. Infiziert von einem heillosen *Lebensüberdruß* (Bürger, 1998, p. 132. ff.), der in der avantgardistischen Literatur der Zeit als Leitmotiv auftaucht, war es einer in sich zerrissenen Subjektivität überantwortet, die sich als grund-los, mithin als Abgrund erwies, und die nicht mehr imstande war, ihre inneren Gegensätze zusammenzuhalten oder dialektisch zu versöhnen. Die Tatsache, dass die Epoche, von der wir hier sprechen, auch geprägt war vom optimistischen Heroismus des naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts und nationalstaatlicher Kraftmeierei, ändert nichts an der Gültigkeit der umrissenen Diagnose. Die kulturellen Zeugnisse (Philosophie, Literatur, Kunst) belegen in Fülle, dass die imposante Arbeit am Aufbau eines neuen starken Subjektes durchgehend kontrapunktiert war von der Unterströmung tiefer existenzieller Verunsicherung, Anomie, Gebrochenheit, Leere und Untergangsangst.

Man kann natürlich nicht behaupten, dass im fraglichen Zeitraum die grundsätzliche Gebrochenheit des individuellen Selbst, seine Bodenlosigkeit und sein Durchkreuztsein von antagonistischen Strebungen erstmals bemerkt worden wäre. Es ist sogar so, dass der dunkle Zwilling Bruder bereits anwesend war, als das starke, auf sich selbst gegründete, seiner selbst gewisse Subjekt der Neuzeit von Descartes aus der Taufe gehoben wurde. Der Stolz des cartesischen *cogito, ergo sum* wirft schon im Augenblick seines Aufscheinens den Schatten eines ohnmächtigen, in sich zerrissenen, verzweifelt-ausgelieferten Ichs, das nahezu zeitgleich in den abgründigen Imaginationen Pascals Umriss annimmt:

„... Das ist unsere wirkliche Lage. Sie ist es, die uns unfähig macht, etwas gewiss zu wissen und restlos ohne Wissen zu sein. Auf einer unendlichen Mitte treiben wir dahin, immer im Ungewissen und treibend von einem Ende gegen das andere gestoßen. An welchen Grenzpfahl immer wir uns binden und halten möchten, jeder schwankt und entschwindet, und wenn wir ihm folgen, entschlüpft er unserem Griff und entgleitet uns und entflieht in einer Flucht ohne Ende. Nichts hält uns zuliebe an. Das ist die Lage, die uns natürlich ist und in jedem Falle die gegensätzlichste zu unseren Wünschen; wir brenne vor Gier einen festen Grund zu finden und eine letzte beständige Basis, um darauf einen Turm zu bauen, der ins Unendliche ragt; aber all unsere Fundamente zerbrechen, und die Erde öffnet sich bis zu den Abgründen“ (Pascal, 1987, p. 46 f.).

Auch von der inneren Einheitlichkeit und Kohärenz, den in den folgenden Zeiten für unverzichtbar gehaltenen Gütezeichen des modernen Subjektes, schien man bereits während der Geburtstunden wenig überzeugt gewesen zu sein. Fast ein Jahrhundert vor Pascal notiert der in zurückgezogener Selbstbetrachtung versunkene Montaigne:

„... Mich treibt nicht nur der Wind der Zufälle nach seiner Richtung, sondern überdies schwanke ich und verwirre mich selber, weil ich so unsicher auf meinen Füßen stehe; und wer sich nur recht beobachtet, wird sich kaum zweimal in der gleichen Verfassung finden. Ich gebe meiner Seele bald diese Gesicht und bald jenes, je nachdem, auf welche Seite ich sie wende... Alle Widersprüche finden sich in mir, je nach Gesichtswinkel und Umständen... Ich habe von mir selbst nichts Ganzes, Einheitliches und Festes, ohne Verworrenheit in einem Gusse auszusagen... Wir sind alle aus lauter Flicker und Fetzen und so kunterbunt unförmlich zusammengestückt, dass jeder Lappen jeden Augenblick seines eigenes Spiel treibt...“ (Montaigne, 1987, II, 1, p. 324-325).

Nur noch eines will ich anführen. Ein Edelmann des 17. Jahrhunderts, dessen Name Ihnen vermutlich wenig sagen wird, La Rochefoucauld hält in seinen *Maximes* (1976) fest, dass das Ich nicht der Ort der Vernunft, sondern vornehmlich der Selbsttäuschung sei. Es täusche sich fortwährend über seine wirklichen Motive, weil es von übermächtiger Eigenliebe geblendet ist und sich in grenzenlosem Begehren an alles heftet, was es zu sich in Bezug bringen kann (Bürger, 1998, p. 50). Dieser Rochefoucauld ist der Sache nach einer der ersten Entdecker des Unbewussten, und was er über die Dynamik der Eigenliebe sagt, läuft auf den Grundriss einer Narzissmustheorie bzw. die Theorie des Imaginären bei Lacan hinaus.

Was zur Theorie eines Subjektes, die dieses Subjekt von horizontalen und vertikalen Spaltungen durchzogen sieht, benötigt wurde, war als prototypische Erfahrung (und begriffliche Fassung) also längst da, als Freud und später Jung daran gingen, das bereits entdeckte Unbewusste, das ja selbst Resultat und Manifestation einer grundlegenden Spaltung ist, mit neuen begrifflichen Mitteln darzustellen und zu erforschen. Vielleicht kann man sagen, dass es dazu noch einmal des letzten und entscheidenden dissoziativen Schubs bedurfte, wie ihn die nihilistische Krise der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit sich brachte. Das „Zerbrechen der Fundamente“ war trotz wissenschaftlich-technischer Aufbauarbeit offenkundig. Und war die geheime Signatur der Epoche irgendwo deutlicher ablesbar als an der psychologischen Anatomie der Hysterikerinnen, ihren multiplen Dissoziationssyndromen und den schnittgenau verlaufenden Grenzlinien der Parästhesien und Lähmungen? Lacan (Lacan, I, p. 67) hat in dieser „fantasmatischen Anatomie“ den Ausdruck des „zerstückelten Körpers“ erkannt, der von einer imaginären Ganzheitlichkeit des Ichs „prothetisch“ zusammengehalten wird. Bei den Franzosen Charcot und Janet sind Freud und Jung in die Lehre gegangen. Ihnen verdanken sie einen, vielleicht *den* entscheidenden Zugriff auf ihr Material.

Man kann bei aller Vereinfachung, die bei der hier vorgenommenen Betrachtung unvermeidbar (aber doch vertretbar) ist, sagen, dass die nihilistische Krise des Subjekts der Spätmoderne in der Folge zwei grundsätzlich unterscheidbare Lösungsstrategien hervorgebracht hat, die weit ins 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart hereinwirken. Die erste dieser Strategien besteht darin, das Subjekt zu retten, das heißt unter Einbeziehung der neuen und nicht mehr abzuweisenden Erkenntnisse (bezüglich seiner Schwäche, Ohnmacht, Gebrochenheit) zu rekonstruieren, wieder zusammenzusetzen. Unsere großen tiefenpsychologisch-analytischen Theorien sind von dieser Bemühung getragen. Die zweite Strategie folgt der Intention, dem angeschlagenen, zerfallenden Subjekt des Todesstoß zu versetzen, das heißt die herkömmliche Subjektvorstellung bzw. das, was davon übrig geblieben war, vollständig aufzugeben. Der Protagonist dieser Strömung ist Nietzsche.

Eine ausführliche Untersuchung des Subjektverständnisses bei Freud und Jung kann hier nicht vorgenommen werden. Ich möchte mich auf einen Hauptgedanken bzw. eine zur Diskussion zu stellende These konzentrieren. Es ist vermutet worden, dass der implizite Subjektbegriff in den Persönlichkeitstheorien Freud und Jungs (das wäre hier als ein Gemeinsames herauszustellen) von einer eigentümlichen Ambiguität geprägt sei, die sich als solche passend den ideellen Bestrebungen der Epoche einfügt. Zum einen ist die Tatsache der prinzipiellen Zerspaltenheit des Individuums unabweislich geworden. Paradigmatisch ausgedrückt verläuft der Riss zwischen Bewusstem und Unbewusstem – eine Dissoziation, die sich gewissermaßen quer durch alle Instanzen und Strukturen des Selbst zieht. Das Ich ist nicht in der Lage, „alle meine Vorstellungen begleiten zu können“, es ist „nicht Herr im eigenen Haus“ (Freud). Aus dieser Bestandsaufnahme kann nur ein grundsätzlich *geschwächtes* Subjekt hervorgehen. Auf der anderen Seite ist beiden Gründungsvätern eine beharrliche Liebe zu einem *starken*,

selbstmächtigen Subjekt anzumerken, die es ihnen in gewisser Weise schwer gemacht hat, sich mit den neuen von ihnen selbst begründeten Verhältnissen abzufinden. Gewiss, eine *restitutio ad integrum* musste aussichtslos erscheinen, aber gäbe es nicht geeignete Strategien, um wenigstens einen Teil der alten Herrlichkeit wieder herzustellen? Etwa indem man das Terrain, von dem die Gefahr ausgeht, *so weit wie nur möglich* in Besitz nimmt und anschließt an die als gesichert geltenden Gebiete der Ichgewissheit? Man müsste zuviel an gutem Willen aufbringen, um zu übersehen, dass die Aussagen „Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus“ und „Wo Es war, soll Ich werden“ gegenläufigen Intentionen folgen und darin eben die besagte Ambitendenz in Freuds Denken markieren. Erst recht die alte Metapher von der Trockenlegung der Zuidersee lässt das erkenntnisleitende Interesse durchschimmern, das in dem Plan bestanden haben muss, schrittweise wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, mit anderen Worten, das Subjekt unter Einbeziehung und Umwandlung der schwächenden Momente (des Unbewussten) wieder so fest und beständig zu bauen, wie es vormals gewesen schien. Soweit zu Freud. Was Jung betrifft, so kann man sagen, dass er sich aufgrund einer sowohl persönlich wie professionell bedingten Vertrautheit mit Dissoziationsphänomenen eigentlich in einer viel besseren Ausgangslage befand. Ich glaube, er hat dem Faktum der basalen Dissoziabilität oder Multizentrität der Psyche (Jung, GW 8, 1987) in konsequenterem Maße Rechnung getragen als Freud. Und die *Lehre von den autonomen Komplexen* (einschließlich deren Ausarbeitungen bei Hillmann oder Samuels) ist die vergleichsweise beste theoretische Repräsentationsform eines pluralen Selbst, worauf wir, um das auch einmahl zu sagen, stolz sein können. Aber da gibt es neben allem Wissen um die Begrenztheiten und Schwäche des Ichs auch bei Jung diese Leidenschaft für das starke, mächtige, stolze Subjekt – diese tiefe Sympathie für den *Renaissance-Menschen*, der mir hinter der Idee einer individuierten, allseitig entwickelten Persönlichkeit zuweilen hervortreten scheint. Vielleicht ist es nur ein Missverständnis, dem einige erlegen sind, wenn sie „Ganzheit“ als Synonym für eine Form neuer Stärke des Subjekts gelesen haben (siehe Holzey-Kunz, 2002). Für viel wahrscheinlicher halte ich es indessen, dass diese Auslegung, soweit sie zutrifft, eine tatsächlich vorhandene Zwiespältigkeit in Jungs Denken widerspiegelt.

Das Projekt der Rekonstruktion eines starken, ganzheitlich-kohärenten Subjekts, das sich im Hintergrund der um die Jahrhundertwende entstandenen tiefenpsychologischen Theorien ausmachen lässt, konnte schwerlich gelingen, da es sich in einem immanenten Selbstwiderspruch befand. Denn es war gerade die Theorie des Unbewussten, die unmissverständlich klar machte, dass das Subjekt unhintergebar gebrochen, *dezentriert* ist. Die radikaleren Konsequenzen, die man aus dieser Entdeckung hätte ziehen können und später auch zog, lagen zum größeren Teil noch außerhalb des Horizontes der psychologischen Denkgewohnheiten der Gründungsväter.

Konsequenzen radikalerer Art zog ein anderer, von dem man weiß, dass ihm Schwäche jeglicher Art zuwider war, so sicher auch die Vorstellung von einem in sich vielfältig gebrochenen, geschwächten Subjekt. Nietzsche löst die nihilistische Krise des vor sich hin kränkelnden Subjektes, indem er den Nihilismus auch auf diesem Gebiet vollendet, auf die Spitze treibt. Er verabschiedet die altherwürdige Idee vom *subjectum* als einem einheitlichen Substrat der Individualität, indem er diese Idee als gewohnheitsmäßige Selbsttäuschung, Fiktion, Illusion entlarvt. In den Fragmenten aus dem Nachlass der Achtzigerjahre (Nietzsche, NF, III, p....) heißt es:

„*Subjekt*: das ist die Terminologie unseres Glaubens an eine *Einheit* unter all den verschiedenen Elementen höchsten Realitätsgefühls: wir verstehen diesen Glauben als *Wirkung einer Ursache*, - wir glauben an unseren Glauben so weit, dass wir um seinetwillen die ‚Wahrheit‘, ‚Wirklichkeit‘, ‚Substantialität‘ überhaupt imaginieren.- ‚Subjekt‘ ist die Fiktion, als ob viele *gleiche* Zustände an uns

die Wirkung *eines* Substrats wären: aber *wir* haben erst die Gleichheit dieser Zustände *geschaffen*: das Gleich-*setzen* und Zurecht-*machen* derselben ist der *Tatbestand*, *nicht* die Gleichheit (-diese ist vielmehr zu *leugnen* -).“

An anderer Stelle (NF, VIII, 1, 7, 323) bezeichnet er die Subjektvorstellung als etwas „Hinzu-Erdichtetes, Dahinter-Gestecktes“ oder als untergeschobenen „Wechselbalg“, ein Produkt der Ohnmacht und des Selbstbetrugs. Allenfalls kommt das Subjekt als Metapher daher, eingereiht in jenes „bewegliche Heer von Metaphern“ (Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge..., Bd. III, p...), dem die übrigen als metaphysisch gebrandmarkten Begriffe wie Wahrheit, Wirklichkeit, Sein usw. angehören.

Was nach diesem Exorzismus übrig bleibt, ist eine *subjektlose Subjektivität* (Hagenbüchle, Internet-Skript). Es ist eben alles gerade anders herum, als wir bislang glaubten. Nicht das Ich ist da und denkt und leitet daraus seine Selbstgewissheit ab. Das Denken ist da, und das Denken denkt sich ein Ich und produziert damit die Chimäre der Selbstgewissheit. Lässt sich unter diesen Voraussetzungen überhaupt noch etwas darüber aussagen, wie diese Subjektivität organisiert, wie der psychisch-phänomenale Raum strukturiert ist? Nietzsche rekurriert auf die uns vertraute Vorstellung einer Multiplizität, einer Pluralität von partikularen Zentren, Antriebsquellen, Energiepunkten, „Willens-Punktuationen“, wie er sie nennt (NF, VIII, 2, 11, 278), „die beständig ihre Macht mehren oder verlieren“ ( - die ständig ihre Besetzung verändern, würden wir in triebtheoretischer Sprache wahrscheinlich sagen). Diese Dynamik vollzieht sich in Abhängigkeit von Fatum, Natur und Leiblichkeit. Mit dieser Interpretation werden Subjekt und Subjektivität bei Nietzsche am Ende in eine radikal dionysische Seinsverfassung überführt. Sie stellen sich in ihrer eigentlichen Realität als *zerstückelt* dar, in diesem Zerrissen- und Zerstückeltsein aber pulsierend und kraftvoll-lebendig.

Was die Idee vom Subjekt betrifft, so haben wir es heute mit einer Reihe einflussreicher Auffassungen zu tun, die entweder in direkter Tradition Nietzsches stehen oder sich zumindest leicht mit dessen soeben gekennzeichneten Positionen in Verbindung bringen lassen. Obgleich diese Auffassungen überwiegend außerhalb des Terrains der Psychoanalyse ihren Ursprung haben, so sind sie doch für die analytische Theorie (Metapsychologie) und Praxis von eminenter Bedeutung, und wir sollten es nicht versäumen, auf diese Herausforderungen zu reagieren und sie in unserer Arbeit zu bedenken. Wozu Nietzsche radikale Thesen Anstoß gegeben haben und wofür sein Name heute in Anspruch genommen wird, ist eben dieses Phänomen, das gemeinhin als das *Verschwinden des Subjektes* apostrophiert wird. Dieses Verschwinden wird heute in mehrfacher Weise gedacht, und ich möchte Ihnen im folgenden drei typische Orte oder Weisen des Verschwindens skizzenhaft umreißen.

Die erste Weise des Verschwindens ist eine solche, die in den Nietzsche-Zitaten direkt anklingt und die man als die *metaphorisch-nominalistische* bezeichnen kann. „Subjekt“ ist nichts weiter als eine Metapher oder ein Name, für die man sich aber keine reale Entsprechung, kein seelisches oder geistiges „Ding“ vorzustellen hat. Es ist eine Metapher oder Name für eine bestimmte Art der Strukturierung (Interpretation) meiner Selbstwahrnehmung oder Selbsterfahrung. Meinem Subjekt- oder Identitätsgefühl liegt kein irgendwie gearteter „wahrer“ Wesenskern zugrunde, sondern es handelt sich lediglich darum, dass etwa, wie Nietzsche meint, gleiche Ich-Zustände mit hinlänglicher Konstanz auftreten oder so wahrgenommen werden – also gewohnheitsmäßige kognitive Muster der Selbstwahrnehmung oder Selbstattribution. Es gibt nichts „Zugrundeliegendes“, was diese Gleichheiten bewirkt oder anordnet. Das Subjekt verschwindet hier in der Metapher, in der Interpretation, im Nominellen, folglich im Selbst-Gemachten. Ein zeitgenössischer

Protagonist dieser Subjektdeutung ist der bereits zitierte italienische Postmodernist Gianni Vattimo (Vattimo, 1990).

Die zweite heute viel diskutierte Weise des Verschwindens vollzieht sich in der *Sprache*. Dieses Phänomen wird uns hauptsächlich von der strukturalistisch bzw. poststrukturalistisch inspirierten französischen Philosophie in den Blick gerückt. Der hier maßgebliche Name ist Jacques Derrida (Derrida, 1979). Worum handelt es sich dabei? Man muss sich, um diese etwas ungewohnte Sichtweise zu verstehen, zunächst über zwei Prämissen verständigen und diese wenigstens probeweise akzeptieren. Die eine dieser Prämissen besagt, dass das Subjekt, das Ich, die Identität im sprachlichen (symbolischen) Raum organisiert ist und sich in der Sprache (sprachlich formulierten Ideen, Vorstellungen usw.) ausspricht (Beispiel). Die zweite Prämisse betrifft die Beschaffenheit, die Grundstruktur eben dieser Sprache. Da meinen die Poststrukturalisten nun, dass man in der Sprache ja eigentlich gar nichts festhalten kann. Das wird Ihnen in dieser Form zunächst vielleicht kurios vorkommen, denn schließlich verständigen wir uns in der Sprache doch mit hinreichender Genauigkeit. Aber diese Genauigkeit entpuppt sich bei näherem Hinsehen eher als scheinbare, imaginäre. Die Sprache bildet nach strukturalistischer Ansicht ein System von *Differenzen*, Bedeutungs-differenzen. Das heißt zunächst einmal ganz einfach, dass sich die Bedeutung eines Wortes, eines Satzes, eines Sprachzeichens allgemein immer nur in der Differenz zur Bedeutung anderer Zeichen ergibt (Beispiel zur Verdeutlichung). Das ist das erste. Poststrukturalisten wie Derrida gehen weiter und behaupten, auch diese Bedeutungs- oder Sinndifferenzen seien nicht festgelegt, sonst hätten wir ja auch feste Bedeutungen. Diese Bedeutungs-differenzen verschieben sich im Gebrauch der Sprache vielmehr ständig, sie sind in einer permanenten Variation, Fluktuation befindlich. Bedeutung ist demnach nichts Feststellbares, eindeutig Identifizierbares. Bedeutung, Sinn existiert nur in fortlaufenden, unendlichen *Bedeutungsverschiebungen* (Beispiel zur Verdeutlichung: Iteratives Lesen eines Textes). Wenn wir jetzt das Subjekt, das Ich wieder mit hereinnehmen, müssen wir konzedieren, dass dasjenige, was für die Sprache gilt, auch für das Subjekt gilt. Das Subjekt, das sich in der Sprache ausspricht, ist nicht feststellbar. Es existiert als sozusagen ephemeres Phänomen nur noch in den Bedeutungsverschiebungen, es existiert nur im *Übergang*. „Die permanente Sinnverschiebung lässt keine mit sich selbst identische Subjektivität entstehen“ (Zima, p. 211). „Es folgt daraus, dass es keine einfache und unmittelbare Gegenwart des Bewusstseins für es selbst gibt, und dass der Bewusstseinsstrom sich in der Differenz zwischen dem, was er jetzt ist, was er jetzt nicht mehr ist und was er noch nicht ist, darstellt ... In der Differenz zwischen dem Nicht-mehr und Noch-nicht verschwindet das Subjekt als undefinierbare, nicht-identifizierbare Erscheinung, deren begriffliche Basis zerbröckelt ist“ (Zima, p. 211).

Die vierte Weise des Verschwindens, die ich noch berühren will, betrifft uns als Analytiker unmittelbar, sie begegnet uns in einer dominierenden Strömung der metapsychologischen Theorienbildung und einer damit einhergehenden Praxis. Ich spreche von der in weiten Kreisen fast schon selbstverständlich eingenommenen Perspektive, die das Subjekt in *Intersubjektivität* verschwinden lässt (Orange et al., 2001). Gibt man dasjenige, was frühere Generationen für den irreduziblen personalen Kern eines Menschen gehalten haben, in eine entsprechend zubereitete analytische Lösung, dann zerfällt dieser mutmaßlich feste Kern in interpersonale Beziehungs- und Beeinflussungsphänomene, er löst sich auf in ein Gewebe von Objektbeziehungen und intersubjektiven Austauschprozessen. Früher dachte man: Es gibt Subjekte und die erzeugen untereinander Intersubjektivität – eine naive und wahrhaft altertümliche Sichtweise in den Augen radikaler Intersubjektivisten, die der genauen Umkehrung des Vorgangs Gültigkeit zuschreiben: Es gibt Felder fluktuierender Intersubjektivität, die an manchen Stellen und vorübergehend Verknüpfungen, Verdichtungen, Kristallisationen bilden und auf diese Weise instabile Phänomene hervorbringen, die man als Subjekthaftigkeit interpretieren kann. Das Subjekt erscheint unter

diesem Blickwinkel längst nicht mehr als autonomer und konstanter Grund von Identität und Selbstgefühl, sondern als ephemeres, leicht zerfallendes, transitorisches Gebilde, das im vieldimensionalen intersubjektiven Raum gelegentlich aufscheint und wieder verschwindet. Zu erwähnen bleibt, dass wir in der Psychoanalyse und Analytischen Psychologie durchaus über Konzepte verfügen, die das Vorhandensein eines irreduziblen Subjektkerns plausibel und begründbar erscheinen lassen, so etwa die Idee des Kern-Selbst bei Kohut/Stern oder eines archetypisch vorstrukturierten primären Selbst bei Jung/Fordham. Aber man muss doch zugeben, dass diese Positionen schwer zu halten sind im an Heftigkeit zunehmenden Ansturm eines (radikalen) Intersubjektivismus, der als solcher im Trend der Zeit liegt (zur Intersubjektivitätsdebatte siehe Whitebook, 2001 und Honneth, 2001).

Ich komme von hier aus zu einem Resumé und einer abschließenden Einschätzung, die sich auf einen mir zentral erscheinenden Punkt konzentriert. Selbst wenn man einiges beiseite lässt, was nach spektakulärer Übertreibung und aufgepeitschter postmodernistischer Rhetorik aussieht, machen die skizzierten Ansätze auf eine Grundtatsache aufmerksam, an der gerade auch ein tiefenpsychologisch-psychoanalytisch formuliertes Subjektverständnis nicht vorbeisehen kann. Diese Grundtatsache betrifft die anscheinend unhintergehbare *Gebrochenheit, Dezentriertheit*, die im Verhältnis zu uns selbst, im Verhältnis zum eigenen Selbst vorherrschen. In diesem Selbst-Verhältnis existiert so etwas wie eine grundlegende Verschiebung, die zu jedem Zeitpunkt wirksam ist und die verhindert, dass wir uns als der oder die, die wir sind, fassbar werden. Wohl haben wir (im sogenannten durchschnittlich gesunden Fall) ein mehr oder weniger sicheres Gefühl der Konstanz und Kontinuität unseres Person-Seins, *und doch können wir nicht sagen, wer wir sind*. Wir kommen mit diesem Sagen immer zu spät. Wir sagen fortwährend „Ich“ und haben dabei das deutliche Gefühl, den Adressaten, den wir meinen, auch zu kennen. Aber bei genauerer Prüfung stellt sich heraus, dass wir ihn nicht klar identifizieren können. Wie wir gesehen haben, bezweifeln manche sogar, dass es ihn überhaupt gibt und ziehen es vor, von einem Konstrukt oder einer Fiktion zu sprechen. Über diese Frage ist nicht endgültig entschieden. Das irritierende Phänomen, das auf jeden Fall zurückbleibt, hat Paul Valéry in die Worte gefasst: „Mein eigenster Gedanke ist, nicht der sein zu können, der ich bin. Ich vermag mich nicht in einer endlichen Gestalt zu erkennen. Und ICH flieht immer vor meiner Person, deren Konturen es jedoch fliehend festhält“ (zit. n. Bürger, 1998, p. 153). Wenig Aussicht besteht, dieses Phänomen durch eine umfassendere Kenntnis des Unbewussten zu eliminieren. Im Gegenteil, möchte man fast sagen. Eine irgendwie geartete Zuflucht vor diesem Bruch, dieser Differenz oder Verschiebung scheint ausgeschlossen. Sie ist es, die uns überall hin begleitet - so etwa könnte man Kants berühmten Topos ergänzen. Wo das Ich hinkommt, findet es diese Differenz, diesen Bruch vor. Selbstverständlich schützt auch die Idee vom pluralen Selbst nicht vor der Verfolgung, denn bis in jede partikuläre Rolle oder Identität hinein wird sich der Bruch fortsetzen. Auch Rainaldo, Alfredo, Hermann und wie sie alle heißen, stehen in dieser unhintergehbaren Differenz zu sich selbst und teilen darin das Schicksal des Subjekts, des großen wie aller kleinen. Dass Ich Viele bin, ist das eine. Das andere ist, dass auch keiner der Vielen sicher sagen kann, *wer* er ist. Anders ausgedrückt. Egal auf welcher Ebene, das Gefühl der Subjekthaftigkeit ist da, aber das Subjekt ist nur vorstellbar als ein sich Entziehendes, als eines, das als Abwesendes präsent ist. Das Subjekt ist weder positiv präsent und dingfest zu machen, wie manche vormals glaubten, noch ist es verschwunden und in Auflösung übergegangen, wie andere heute propagieren. Es existiert, aber es existiert in der Abwesenheit.

Jung wusste um diese Relation, und er hat in seiner eigenen Sprache Ausdrucksmöglichkeiten dafür gefunden. Wenn das Ich seine mit sich identische Position aufgibt (oder aus dieser herausgeworfen wird), kommt jede Möglichkeit der sicheren Selbstverortung abhanden. Ich

kann nicht nur nicht wissen, was mein Selbst ist, ich weiß auch nicht mehr, was mein Ich ist. Mein Subjektseins ist dann im fluktuierenden Feld *irgendwo dazwischen* angesiedelt. Es entzieht sich mir. Es existiert nur im Übergang. In dieser Hinsicht gibt es wenig Eindrucksvolleres als die Worte des alten Jung, die ihn als weit entfernt von der Position des selbstgewissen, eigenmächtigen Subjekts und als intimen Zeugen dieser spezifisch modernen „geschwächten“ Subjekt-Erfahrung ausweisen:

„Ich bin über mich erstaunt, enttäuscht, erfreut. Ich bin betrübt, niedergeschlagen, enthusiastisch. Ich bin das alles auch und kann die Summe nicht ziehen ... ich habe kein Urteil über mich und mein Leben. In nichts bin ich ganz sicher ... Ich existiere auf der Grundlage von etwas, das ich nicht kenne. Trotz all der Unsicherheit fühle ich eine Solidität des Bestehenden und eine Kontinuität meines Soseins...“ Und dennoch: „Je älter ich wurde, desto weniger verstand oder erkannte oder wusste ich mich“ (Jaffé, 1977, p. 360).

Im Hinblick auf einen zeitgemäßen Gebrauch der analytischen Behandlungstechnik erscheint es mir anstrengenswert, den analytischen Prozess – dort wo die Bedingungen es zulassen – so auszurichten, dass er dem Patienten die Erfahrung des Übergangshaften, des sich permanent Verschiebenden, des Nicht-Feststellbaren ermöglicht. Wir hätten unsere Theorien und Methoden daraufhin zu überprüfen, ob oder inwieweit diese eine solche Erfahrung fördern oder stattdessen dahin tendieren, alte Selbst- oder Subjektidentifizierungen durch neue zu ersetzen – neue, die interessanter, raffinierter, „ganzheitlicher“ aufgebaut sind – aber eben doch wieder feste und das heißt imaginäre Identifizierungen darstellen. Die Auswechslung von Identifizierungen gehört ja mit zum Verhängnisvollsten, womit eine Analyse enden kann. In der Erfahrung des Übergangshaften, des Nicht-Identischen und Nicht-Feststellbaren läge hingegen die Chance, der Analyse etwas vom Charakter der Subversion und Zumutung zurückzugeben, den sie im Zuge der Anpassung an verordnete Gesundheitsziele zu verlieren droht.

## **Literatur**

Bürger, P. : Das Verschwinden des Subjekts. Frankfurt, Suhrkamp, 1998.

Derrida, J. : Die Schrift und die Differenz. Frankfurt, Suhrkamp, 1979.

Hillman, J. : Archetypal Psychology: a brief account. Dallas, Spring Publications, 1983.

Holzhey-Kunz, A. : Das Subjekt in der Archetypenlehre C. G. Jungs. Anal Psychol 2002; 33: 159-174.

Honneth, A.: Facetten des vorsozialen Selbst. Psyche 2001, 55: 790-802.

Jaeggi, E. : Ist die Psychoanalyse die richtige Therapie für das „Postmoderne Subjekt“? Toncassette Auditorium Netzwerk, Vier-Türme-Verlag, Münsterschwarzach.

Jaffé, A. : Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung. Olten, Walter, 1977.

Jung, C. G. : Allgemeines zur Komplextheorie (1934). GW, Bd. 8, Olten, Walter, 1987.

Jung, C. G. : Theoretische Überlegungen zum Wesen des Psychischen (1947). GW, Bd. 8, Olten, Walter, 1987.

Kant, I. : Kritik der reinen Vernunft. Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 2. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1983.

La Rochefoucauld : Maximes et Réflexions diverses. Edition Gallimard, 1976.

Lacan, J. : Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. In: Lacan, J. : Schriften I, Weinheim, Quadriga Verlag, 1986.

Montaigne, M. de : Essais. Zürich, Manesse Verlag, 1987.

Nietzsche, F. : Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. Werke in drei Bänden. Hrsg. v. Karl Schlechta. Bd. 3. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1982.

Nietzsche, F. : Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre. Werke in drei Bänden. Hrsg. v. Karl Schlechta. Bd. 3. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1982.

Orange, D., Atwood, G., Stolorow, R. : Intersubjektivität in der Psychoanalyse. Frankfurt, Brandes & Apsel, 2001.

Pascal, B.: Pensées. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1987.

Samuels, A. : Die Vielgestaltigkeit der Seele. Zürich, Schweizer Spiegel Verlag, 1994.

Taylor, C. : Sources of the Self. Cambridge, Harvard Univ. Press, 1996.

Vattimo, G. : Das Ende der Moderne. Stuttgart, Reclam, 1990.

Vattimo, G. : Friedrich Nietzsche. Stuttgart, J. B. Metzler, 1992.

Whitebook, J.: Wechselseitige Anerkennung und die Arbeit des Negativen. Psyche 2001, 55: 755-789.

Zima, P. V.: Theorie des Subjekts. Tübingen und Basel, Francke, 2000.

Anschrift des Verfassers:

Dipl.-Psych. Roman Lesmeister  
 Unnastraße 3  
 D-20253 Hamburg  
 Tel. 040-2204787  
 Roman.Lesmeister@hamburg.de